

Bürgermeister Johann Daniel Koch
(26. August 1742 - 26. April 1829)

Verfasser des Nekrologs: C. F. Hipp 1832

Aus dem Lateinischen übersetzt: Christoph W. Büsch 2007

Transskription: Ellen Büsch 2008

Das Andenken

an die ehrbare Persönlichkeit

Johannes Daniel Koch

unlängst Bürgermeister der hamburgischen Republik

(Wappen: Johann Daniel Koch, Bürgermeister in Hamburg)

(Geboren den 26. August 1742, gestorben den 26. April 1829 –

Auf Worten nicht, auf Taten beruht des Menschen Wert)

empfiehlt den Bürgern öffentlich

Carl Friedrich Hipp

Professor der Mathematik und in diesem Jahr Rektor des Johanneums

Hamburg 1832

Druck Johannes August Meissner, Ehrbaren Senats und Johanneums Drucker

=====

Das Andenken an den Bürgermeister, der uns – was wir schmerzlich empfinden - durch das Schicksal geraubt worden ist, bedarf nicht unserer Empfehlung an die Bürger und die Nachlebenden, weil es den Bürgern an sich teuer und durch viele Denkmäler seiner Taten gefestigt ist. Aber wie wir nicht nur gern die Bilder derjenigen betrachten, die wir zu Lebzeiten verehrt haben, so wird es denen, die näheren Umgang mit dem Bürgermeister hatten, willkommen sein, gleichsam ein Bild von ihm zu betrachten. Wenn es ihn nicht vollständig so darstellt, wie er im persönlichen und öffentlichen Leben gewesen ist, möge es wenigstens in einer gewissen Liebenswürdigkeit an ihn erinnern. Es wird der trauernden Familie, den Kindern und Enkeln, sicher den Schmerz und die Sehnsucht nach ihm erleichtern. Anderen wird es beweisen, dass in unserer Republik der Weg zu hohen Ehren allen offen steht, welche durch Gewandtheit, Fleiß, Klugheit, Treue, gute Ratschläge und einen standhaften Geist andere übertreffen.

Am Rande des Harzer Waldgebietes gibt es ein sehr bekanntes Gemeinwesen Goslar, berühmt durch sein Alter und seine besonderen Rechte. Hatte es damals auch nicht allzu viele begüterte Einwohner, so blühte es doch durch den Fleiß der Bürger, die in der Kunst erfahren waren, Adern mit Kupfer, Erz und Eisen aufzuspüren sowie die Ausgrabungen zu schmelzen. Zufrieden mit dem aus den Metallen gezogenen Gewinn, trieben sie mit den hergestellten Waren ihren Handel.

In dieser freien und keiner königlichen Gewalt unterworfenen Stadt wurde der geboren, dessen Tod wir betrauern, Johann Daniel Koch, am 26. August 1742.

Sein Vater war Johann Philipp Koch, Bürgermeister daselbst und Kaufmann, der in seinem Haus auf Sitte und Ordnung hielt. Obwohl vermögend mied er glänzende Feste und war stets um Arbeit und die Vermehrung seiner Güter bemüht. Die Mutter stammte aus dem Geschlecht der Sternbergs; sie hatte zuerst eine Tochter geboren, die später mit einem Baxmann verheiratet wurde, einem sehr ehrenwerten Mann, der, vom Schwiegervater aus der Fremde mitgebracht, zunächst mit ihm zusammen, nachher allein Geschäfte betrieb.

Früh verstorben hinterließ er eine Tochter, die Friedrich Leopold Schlüter heiratete, dessen Sohn später das großväterliche Geschäft weiter betrieb.

(In der hamburgischen Genealogie der Familie Schlüter tauchen diese Namen nicht auf.)

Die Mutter starb früh. Unser Held entbehrte also die ersten Liebenswürdigkeiten der zarten Liebe, welche allein durch ihre Sanftmut den Geist eines Knaben lenken konnte.

Der Vater fand einen Trost in dem Gedeihen der Kinder und tat alles, sie zu hegen, zu pflegen und zu beschützen. Bald übergab er das Söhnchen einem Hauslehrer, bei dessen Unterricht er sich als so begabt erwies, dass er schon nach zwei Jahren, nämlich mit acht Jahren, eine öffentliche Schule besuchen konnte.

Zehnjährig wurde er in die lateinischen Wissenschaften eingeführt, in denen er sich begierig alles Wissenswerte aneignete und so viel Liebe dazu entwickelte, daß er das Studium allen anderen Beschäftigungen vorzog und immer wieder zu sagen pflegte, er fühle sich in den Werkstätten gelehrter Männer wohler als in den Zelten der Kaufleute.

Der Vater meinte, jene Unbesonnenheit des Jünglings überwinden zu müssen, zog den Sohn eiligst von den Wissenschaften zurück und sandte ihn nach Hildesheim. Dort herrschte unter den privaten Lehrern der Knaben ein gewisser adliger Franzose namens Frassati. Er leitete

eine allgemeinbildende Schule, gegründet um die deutsche Jugend zu bilden und zu verfeinern. Unser Held fand dort viele adlige Jünglinge, in deren Schar er bald eingegliedert und von dem Leiter wohlwollend behandelt wurde.

In jenem Haus herrschte Sauberkeit, Eleganz, Ordnung, französische Bildung, auf die er die meiste Arbeit verwendete, um in dieser Sprache zu sprechen und zu schreiben, was der Vater besonders gewünscht hatte, um ihn auf den Kaufmannsberuf vorzubereiten, den er nunmehr erlernen sollte. Der Vater meinte aber, der Anfang dieser Ausbildung sollte nicht bei ihm geschehen. Deshalb schickte er ihn nach Celle, eine Stadt des Herzogtums Lüneburg, zu dem Kaufmann Mittag, mit dem er für die Lehre des Sohnes genaue Vereinbarungen getroffen hatte. Den Scheidenden begleitete er mit dem Hinweis, er solle keine weitere Hilfe von väterlicher Seite zu erlangen suchen oder erhoffen, es sei schon mehr als genug für ihn aufgewendet worden und werde übel aufgenommen, wenn bekannt würde, er habe sich etwas zu Schulden kommen lassen.

Unser Held war sehr unglücklich über die Behandlung in seiner Lehre und die auf Befehl des Hausherrn und der Herrin täglich zu leistenden Sklavendienste.

Da kamen ihm adlige Jünglinge, Freunde aus der Schule in Hildesheim, sehr gelegen. Als sie den Laden des Kaufmanns betraten, um etwas zu erwerben, sahen sie ihren ehemaligen Mitschüler zusammen mit Knechten der untersten Klasse speisen. Dagegen erhoben diese Freunde Einspruch und legten Fürbitte für ihn ein und fielen damit nicht ins Leere. Die Hausordnung wurde geändert. Der Herr war nicht länger streng, seine Befehle freundlich, sein Tadel verständig und rücksichtsvoll.

In jene Zeit fiel der Siebenjährige Krieg, in dem die Franzosen Celle besetzten. Weil deren Sprache kaum jemand beherrschte, kam unser Held zur Hilfe, woran großer Bedarf bestand und die allseits sehr geschätzt wurde. Mit 21 Jahren schloss er mit den Feinden, aber auch mit ihren verbündeten Gegnern, Geschäfte ab, führte sie durch, ließ Waren transportieren, verkaufte ihm anvertraute Güter und bewegte umfangreiche Geldbeträge. Eines Tages, als er unterwegs war, kam es zu einem Treffen der deutschen und französischen Truppen. Er verbarg sich in einer nahen Hütte und besuchte am folgenden Tage das Schlachtfeld. Kaltes Grausen erfüllte ihn beim Anblick des bluttriefenden Feldes, der ungeordneten Haufen von Waffen, Pferden, Menschen, zerfleischten Körpern, zerstreuter Glieder und rauchender Dächer, ein wildes Schauspiel, das er bis ins hohe Alter nie vergaß. Damals hat er sehr viel gewagt, aber auch zu seinem Nutzen erfahren. Das Interessanteste war die Bekanntschaft der höchsten Führer des Krieges, Herzog Ferdinand von Braunschweig auf deutscher, Richelieu und Soubise auf französischer Seite.

Der Kaufmann aber, gerührt von seinen Leistungen, befreite ihn nicht nur von der Lehre, gewährte ihm einen bedeutenden jährlichen Lohn, vermehrte seine Aufgaben, offenbarte seine Freigiebigkeit, sein Wohlwollen und verband so die Seele des Jünglings sich und den Seinen. Er nahm sich seiner mit väterlicher Liebe an und wurde von ihm wie von einem Sohn geliebt. Aber jene wünschenswerte Verbindung, welche Entschlossenheit und Klugheit geknüpft, Treue und Fleiß befestigt hatten, löste nur ein früher Tod des Kaufmanns, der, von einer heimtückischen Krankheit befallen, seinen Geist in den Armen unseres Helden aushauchte.

Da sah er seine wichtigste Aufgabe darin, die gebeugte Witwe aufzurichten, ihre Belastung der Einsamkeit, wo er nur konnte, zu vermindern. Was er alles für sie getan haben wird, wurde in folgenden Jahren deutlich, als sie den Geschäftsführer heiratete, so dass unserem Helden dessen Stelle übertragen wurde.

So war er in einem Alter, in dem andere erst anfangen, den Beruf zu erlernen, schon berufen, dessen Geschäfte selbständig zu besorgen. Er tat es gern und war ja auch ohne Zweifel geeignet und an viel Arbeit gewöhnt.

Mit unermüdlicher Tatkraft widmete er sich den Geschäften, das Unternehmen blühte, er nicht weniger, weil Alter, Kräfte und Ansehen zunahmen. Er war fest entschlossen, das Leben angenehm zu verbringen und ehrenhaft zu gestalten.

Da erreichten ihn Briefe des Vaters mit der Aufforderung, nach Hause zurück

zu kehren. Als dieser nämlich sah, dass der Sohn fast die ganze Last jenes Handels trug, zweifelte er nicht, dass er nun auch in der Lage sei, sein Geschäft zu betreiben. Er beschloss, ihn zunächst in fremde Länder zu senden, um den ausländischen Handel kennen zu lernen.

Es fiel dem Sohn schwer, seine Stellung in Celle aufzugeben, aber er wollte gehorchen. Was konnte ihm Besseres zuteil werden, als die kultivierten Teile Europas zu bereisen, die berühmten Städte Deutschlands, Englands, Hollands kennen zu lernen, andere Völker zu sehen, Freundschaften mit deren edelsten Kaufleuten zu schließen und mit ihnen Geschäfte anzubahnen? Daher kehrte er voll der besten Hoffnung nach Hause zurück, wo er nach kurzem Aufenthalt im Auftrage des Vaters die lange Reise antrat und zunächst mit seinen 21 Jahren nach Hamburg gelangte. Ahnte er damals, dass diese Stadt einmal Schauplatz seiner Begabung und seiner Tugenden sein würde? Es ging ihm wie den meisten aus dem Inneren Deutschlands hierher Verschlagenen, dass sie durch die Lichter dieser berühmten Stadt gefangen genommen wurden. Er konnte sich nicht satt sehen bei dem Anblick so vieler Menschen, die durch die Tore aus- und eingingen, auf den Straßen, zum Rathaus und dem Markt zusammenliefen; schweigend betrachtete er die Wunder der Schiffe, die im Hafen lagen oder prächtig über den Fluss getragen wurden, betrachtete die Ufer, die entweder von Speichern umschlossen waren oder durch Landhäuser und reizvolle Ländereien glänzten. All diesen großen Dingen stand er als müßiger Zuschauer fest gebannt gegenüber. Die Aussicht, diese Stadt wieder verlassen zu sollen, schreckte ihn, denn sie vereinte so vieles, was auf mehrere andere Städte verstreut war. In der Hoffnung auf die nachträgliche Erlaubnis des Vaters beschloss er hier zu bleiben.

Es traf sich günstig, dass die Witwe eines kürzlich verstorbenen Hamburger Kaufmanns dringend jemanden brauchte, der dessen Geschäfte weiterführte. Dafür verdingte unser Held sich auf der Stelle und übernahm damit ein unbegrenztes Maß an Arbeit. Alles musste er genau überprüfen: die Buchhaltung, Briefe, den Warenbestand, die Preise, womit er nicht nur Tage, sondern auch manche Nacht verbrachte. Aber durch seine Überlegungen und Arbeiten erreichte er, dass der kurze Zeit geschwächte Ruf dieses Hauses der Frau Finck schon bald wieder gefestigt war. Sie und ihre Berater fühlten bald den Erfolg seines Fleißes und erkannten ihn an. Als sie ihn anstelle eines Lohns einen namhaften Betrag in Silber anboten, wies er die Hälfte zurück, indem er sagte, so groß sei die Arbeit nicht gewesen. In den Unterlagen hatte er einen bedeutenden Posten gefunden, den ein hoher Beamter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz dem Unternehmen seit langem schuldete. Trotz der Mahnungen durch viele Briefe und Unterhändler war ein Ausgleich bisher nicht erfolgt. Da wandte unser Held sich im Vertrauen auf dessen Gerechtigkeitssinn

direkt an den Fürsten und verhandelte persönlich vor Ort mit dessen Ratgebern. Nach sechs Monaten hatte er die Höflinge überzeugt, und die große Summe wurde mit Zinsen ausbezahlt. So hatte er eine fast aussichtslos erscheinende Sache erfolgreich abgewickelt. Der Herzog selbst, vornehm und liebenswert, beeindruckt von dem Geschick des Jünglings, schenkte ihm nicht nur ein Pferd von besonderer Schönheit, sondern vertraute ihm auch die fortlaufende Besorgung aller seiner Geschäfte in unserer Stadt an.

Zu Hause wurde er von Freunden der Witwe auf das Ehrenvollste begrüßt; sie selbst, deren Vermögen er erhalten und vermehrt hatte, bot ihm an, Teilhaber des Geschäftes zu werden.

Aber hier zeigte sich der sittliche Ernst und die Gewissenhaftigkeit unseres Helden. Weit entfernt, die ihm angebotene Möglichkeit sofort zu nutzen, nahm er sich Zeit zum

Nachdenken. Er fühlte sich durch eine unantastbare Verpflichtung gebunden. Der Vater war nämlich gekränkt und sah sein Vertrauen durch den Sohn missbraucht. Dieser hielt es für unangemessen, von der Zeit Linderung des väterlichen Schmerzes zu erwarten und wollte zu ihm aufbrechen, sich seinem Anblick stellen, der Pflicht der Ehrfurcht und Achtung zu genügen und Verzeihung erbitten, die er nach Schilderung der schwerwiegenden Gründe seines Verhaltens zu erhalten hoffte. Aber es kam anders.

Überraschend kam ein Brief des ahnungslosen Vaters, der ihn einlud, sein Geschäft zu übernehmen, verbunden mit der Ermahnung, er möge sich keine Frau suchen, er habe ihm schon eine Gefährtin des Bettes ausgesucht. Zunächst bestürzt erkannte er dann den Willen des Vaters an und schrieb ihm zurück, er nehme den kaufmännischen und die Ehe betreffenden Vorschlag an.

Zwei Jahre später verband er sich die vom Vater ausgesuchte Jungfrau am 24. April 1771 zur Ehe. Sie war mit Gaben des Geistes und Körpers so geschmückt, dass sie die Beschwerden der Arbeit des Mannes erleichterte, die Annehmlichkeit des häuslichen Lebens in wunderbarer Weise vermehrte. Die Freuden der Hochzeit vergrößerte der Vater durch seinen Glückwunsch und sein Geschenk.

Wer war glücklicher als der Sohn, der sich von dem treuesten Vater so sehr geliebt sah? Als die Schwiegertochter, gegen die er so großzügig war? Als die Eheleute fünf Jahre später den Greis besuchten, war die Bewegung der Seele groß. Der Sohn hing am Hals den Vaters, der die Schwiegertochter nicht aus den Augen ließ. Der Abschied war traurig, wurde aber durch die vollkommene Eintracht gemildert.

Da sich des Vaters Geschäft nach den bisherigen Schilderungen in Goslar befand, anscheinend aber Verbindungen nach Hamburg hatte, scheint es hiernach, dass der Sohn den Hamburger Teil übernommen hatte, mit der Frau dort lebte und den Vater nun nach fünf Jahren in Goslar besuchte.

Seine Ehefrau begann erst im achten Jahr der Ehe zu gebären und bekam zuerst einen Sohn, der schon in der Gebärmutter gestorben war. Wenn dies auch als Zeichen einer Krankheit der Mutter erschien, gab sie dennoch später in glücklichen Geburten zwei Söhnen und ebenso vielen Töchtern das Leben, die zusammen mit 16 Enkeln am Schluss dieser Lebensbeschreibung aufgeführt werden.

Nach dieser Schilderung seines persönlichen Lebens wenden wir uns nun seinen öffentlichen Arbeiten zu.

Es ist sicher ein besonderes Merkmal freier Gemeinwesen, Bürger zu haben, die um seinetwillen oft sehr große Arbeiten auf sich nehmen, um das allgemeine Wohl zu fördern, Notleidenden zu helfen, ohne Hoffnung auf Lohn oder Ruhm, zufrieden allein mit der Dankbarkeit der Mitbürger. So weigerte sich auch unser späterer Bürgermeister – wenn auch mit häuslichen Geschäften überladen – niemals, öffentliche Verpflichtungen zu übernehmen. Zunächst wurde ihm 1784 die Verwaltung des Waisenhauses übertragen. Hatte er selbst eine schwere Jugend hinter sich, so fühlte er nun, was für elternlose Kinder notwendig war und sorgte besonders für deren Lebensunterhalt und ihre Gesundheit.

Den gleichen Willen, sich verdient zu machen, offenbarte er, als ihm 1793 die

Verwaltung der Schifffahrtsangelegenheiten und die Überwachung des Ausbaus des neuen Hafens übertragen wurde.

Mit einzigartigem Fleiß verwaltete er mehrere Jahre den öffentlichen Schatz der Kaufleute (gemeint ist wohl die Hamburger Bank). 1797 gelang es ihm, einen laufenden Briefbotendienst für die Stadt und ihre Umgebung einzurichten.

Auch noch andere öffentliche Verpflichtungen erfüllte er mit großer Sorgfalt, bis er am 22. April 1799 anstelle des verstorbenen Senators A. H. Adam in den Senat hinzugewählt wurde. Auch hier widmete er sich allen neuen Aufgaben, vor allem hatte er ein offenes Ohr für die verschiedensten Menschen, die mit ihren Fragen, Bitten und Wünschen zu ihm kamen.

Im selben Jahr traf ihn der Verlust der Gattin, die am 5. Oktober 1799 einer schweren Krankheit erlag, ihn und die Seinen lange in tiefe Trauer versetzte, ihn aber nicht an der Erfüllung seiner Verpflichtungen hinderte.

Ihm wurde damals nämlich auch die Sorge für die auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Der russische Kaiser Paul war gestorben, ihm folgte Alexander, beides Namen, welche die Republik auch jetzt (1832) noch verehrt. Daher beschloss der Senat im April 1801 die Senatoren Johannes Schulte, Doktor beider Rechte, und Johannes Daniel Koch abzuordnen, um dem jungen Zaren zur Übernahme der Regierung zu gratulieren. Anfang Mai traten sie die Reise an, zunächst nach Berlin, wo sie vom König und seinen Ministern auf das

Huldvollste empfangen wurden. Dann ging es über Schlesien, Polen und die russischen Provinzen nach Petersburg, wo sie am 10. Juni eintrafen und mit entgegenkommender Leutseligkeit empfangen wurden, zunächst von Alexander Kuriakim, dem Kanzler, dann von dem Grafen Panien und anderen Persönlichkeiten der ersten Stände. Auch die Gesandten Österreichs, Preußens, Frankreichs, Englands, Dänemarks und anderer Staaten begrüßten sie herzlich.

Am 6. Juni war es ihnen vergönnt, die kaiserliche Majestät persönlich zu sehen und aus ihrem Munde huldvolle Gunst und Gnade zu erfahren. Nicht viel später wurden sie bei seiner Mutter, der Kaiserin Witwe, und mehreren Großfürsten empfangen, konnten Gärten und Gebäude besichtigen und an allen Hoffesten teilnehmen. Sie wurden mit allen möglichen Auszeichnungen geehrt und gaben schließlich am 4. August selbst ein Fest, um sich für alles zu bedanken.

Nach der Rückkehr in die Vaterstadt nahmen sie ihre persönlichen und öffentlichen Geschäfte wieder auf. Unserem Senator fiel 1804 die Prätur zu, jenes schwere und auch für entschlossene Fähigkeiten ungemein mühsame Aufgabengebiet. Hier gilt es, unter Kunstgriffen des Verbergens und Täuschens das Wahre und Richtige ans Licht zu bringen, damit bei Streitigkeiten jeder das Seine erhält und gegen Gewalt und Betrug geschützt wird. Unser Held bemühte sich stets, die nach den Gesetzen angemessenen Entscheidungen zu treffen.

An die Prätur schloss sich 1811 die Verwaltung der außerhalb der Stadt liegenden Gebiete an, die ihm Sorgen bereitete, weil diese ständig feindlichen Zugriffen ausgesetzt waren, gegen die sie nicht verteidigt werden konnten.

Diese Feinde, die Franzosen, zogen im Februar 1813 aus der Stadt ab. An ihre Stelle traten russische Truppen. Also beschloss der ehrbare Senat unverzüglich, eine Gesandtschaft an die tapferen Verteidiger unserer Angelegenheiten, den Kaiser Russlands und den König Preußens, zu entsenden, um unseren Dank zu übermitteln. Die Auswahl fiel natürlich wieder auf Schulte und Koch. Sie durchflogen Städte und Länder und kamen nach langen Irrwegen nach Lübben in der Niederlausitz, wo sie zunächst von dem hochherzigen Grafen Nesselrode

empfangen wurden und durch dessen Einfluss schon am nächsten Tage, dem 16. April 1813, vor den Kaiser kamen. Er begrüßte die Gesandten, die er damals als Gratulanten gesehen

hatte, nun als schwer Heimgesuchte und ließ sie Gutes hoffen, seine Hilfe werde nicht fehlen, die Republik keinen Schaden mehr erleiden.

Mit nicht geringerer Gnade und entgegenkommender Leutseligkeit hörte der damals in Breslau weilende König der Preußen drei Tage später die Gesandten. Er lud sie nach Dresden ein, um über die Gelder abzurechnen, die für die Kriegsführung zusammengebracht worden waren. Danach bereiteten sie die Rückkehr nach Hause vor. Da erhielten sie die Nachricht vom Anmarsch der Franzosen, die schon in Sichtweite Dresdens auftauchten. Da flohen sie über die böhmischen Grenzgebiete und Prag in eine schlesische Stadt. Dort konnten sie nicht bleiben, weil auch die Bewohner zur Flucht rüsteten. Das Gerücht, auch Hamburg sei wieder von den Franzosen eingenommen worden, vermehrte die Gefahr. In Tag- und Nachtmärschen erreichten sie schließlich das stark befestigte Troppau im österreichischen Schlesien, wo sie zwar vor dem Wüten des Krieges, aber auch von jeder Verbindung nach außen abgeschnitten waren.

Sie saßen also von diesem Tage an, es war der 30. Mai 1813, müßig „zu Hause“ in der ängstlichen Erwartung, was der nächste Tag bringen werde. Endlich erfahren sie am 7. September 1813 von einem mit dem Feinde vereinbarten Waffenstillstand von 40 Tagen und entschlossen sich zur Abreise. Ohne Unterbrechung gelangten sie über Brieg, Frankfurt an der Oder, Berlin nach Schwerin, wo sie sich trennen mussten. Senator Schult durfte zu den Seinen nach Hamburg zurückkehren, Senator Koch aber war vom Feind geächtet worden und glaubte sich an keinem Ort Deutschlands mehr sicher, blieb allein, unsicher, wann er in die Vaterstadt zurückkehren könnte.

Das war der Ausgang der so erfreulich und ehrenvoll begonnenen Gesandtschaft. Das Schicksal war grausam gegen den durch Verdienste so bedeutenden und an Jahren fortgeschrittenen Mann. Welcher Sterbliche könnte solche Fügungen ertragen, wenn sie nicht durch Gottes Treue gemildert werden?

Der 70-jährige ging mit den jüngeren Tochter nach Schweden. Sie hatte nach Kenntnis von seiner Flucht alles versucht, um zu ihm zu kommen. In Gothenburg, wo er eine Bleibe fand, kamen ihm ein Sohn und der Schwiegersohn entgegen. Dort befiel ihn eine schwere Krankheit, die für sein Leben fürchten ließ. Angewendete Heilmittel blieben ohne Wirkung. Schließlich siegte die Stärke seiner Natur. Wirksame Linderungsmittel kamen von der Tochter, die den Vater durch Liebkosungen, Tröstungen verehrte, bewachte, aufheiterte, kurz alles tat, was manch anderen ermüdet hätte.

Allmählich kehrten die Kräfte des Körpers und die Frische des Geistes zurück. Kaum wieder hergestellt, suchte er Stockholm zu erreichen, um dem gütigen König Karl Johann, der ihm Asyl gewährt hatte, zu danken. Dann kehrte er Anfang Juni 1814 nach Hamburg zurück. Wie der durch Wogen, winterliche Stürme lange hin- und hergeschleuderte Seemann beim Anblick des Hafens frohlockt, so freute sich unser Held, nach den langen Übeln und Gefahren die Vaterstadt wiederzusehen. Dort angekommen fand er sein Haus durch die Aufnahme von Soldaten abgenutzt und kaum bewohnbar, seinen Garten verwüstet, das Landhaus durch Flammen zerstört. Er sah auch das Gemeinwesen so heruntergekommen, dass es schneller, starker Heilmittel bedurfte, um die Wunden der Republik zu heilen.

Dankbare Zeitgenossen haben anerkannt und Nachfolgende werden bewundern, was und wie viel unsere Senatoren damals leisteten, durch ihre Haltung, Beschlüsse, Arbeiten, jede Art von Hilfe erreichten, das öffentliche Heil wieder herzustellen.

Unser Senator beteiligte sich sofort an den Bemühungen der Stadtväter, nahm an allen Beratungen teil und ging alle erforderlichen Verpflichtungen ein: Dabei versah er in seinem hohen Alter auch noch neue Ämter. Nachdem er dann schließlich alle Stufen derselben

durchlaufen hatte, wurde er am 13. Juni 1821 nach dem Tod des ehrbaren Vorgängers Christian Matthias Schroeder Bürgermeister.

Obwohl damit von Gesandtschaften und einigen Pflichten befreit, blieben genug, die tatkräftige Arbeit verlangten, denen er sich mit allen Kräften widmete, die ihm auch bis zuletzt erhalten blieben. Unter Vertrauten war er stets witzig und heiter, freundlich und gebildet gegen Gastfreunde, gefällig gegen jeden Bürger, voll Interesse für Gespräche mit Gelehrten. Aber er blieb ein strenger und harter Kritiker derer, deren Sitten von ihm nicht gebilligt wurden. Seine Freigiebigkeit erfuhr die Jugend, die den Anforderungen der Schulen genügte.

Im übrigen war er ein großer Bewunderer der Natur, zeigte seinen Besuchern Blumen, die er gezüchtet, Bäume, die er gesät hatte. Im Handel übertraf er alle Fähigkeiten anderer. Vermögensschäden durch die Ungunst der Zeiten ertrug er gefasst und glich sie durch Sparsamkeit wieder aus. Stets vertraute er auf Gottes Hilfe.

Schließlich quälten ihn schlaflose Nächte und eine unheilbare Schwäche des Auges, deretwegen er sich zurückzog in der Erkenntnis des Allerhöchsten Willens, dass den Übeln bald ein Ende gesetzt werden würde. Mit friedlichem Geist sah er dem Tod entgegen und schien nicht zu sterben, sondern zu entschlafen, nämlich am 26. April 1829, 86 Jahre und acht Monate alt.

Der Leichnam wurde in der Gruft auf dem Friedhof von St. Jacobi neben seiner Frau zur letzten Ruhe gebettet.

Das dankbare Gemeinwesen gewährte ihm das feierliche Begräbnis, welches des Höchsten der Republik gewährt zu werden pflegt.

Familie des Bürgermeisters Johannes Daniel Koch

Seine Ehefrau, deren Name nirgends genannt wird, brachte erst acht Jahre nach der Heirat eine Totgeburt, dann folgende Kinder zur Welt:

- 1.) Johanna Philippa Henriette, geb. am 24. Mai 1779.

Sie heiratete 1800 Johannes Gabe und nach dessen Tod 1807 Peter

Kleudgen,

der erste Ehegatte hinterließ einen Sohn Johannes,

der zweite drei Kinder, nämlich

Johanna Henriette,

Johann Daniel und

Peter

- 2.) Johannes Philipp, geb. am 26. Januar 1783

Er heiratete 1815 Louise Rhode und hatte sechs Kinder, nämlich

1. Henriette Friederike Louise
2. Friederike Emilie
3. Johannes Daniel
4. Charlotte Caroline
5. Johanna Charlotte Amanda
6. Johannes Philipp

3.) Johannes Heinrich, geb. am 5. Februar 1785

Er heiratete 1810 Sarah Check, welche fünf Kinder gebar, nämlich

1. Harriet Sarah
2. Jennette
3. John Daniel
4. John Henry
5. John Edward Campbell

4.) Johanna Caroline, geb. am 2. Mai 1790

Sie heiratete 1815 Heinrich Wilhelm Breft, der eine Tochter

Johanna Henriette

hinterließ.